

# Das Gemeindehaus der Stadt Bern

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 49

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646551>

## **Nutzungsbedingungen**

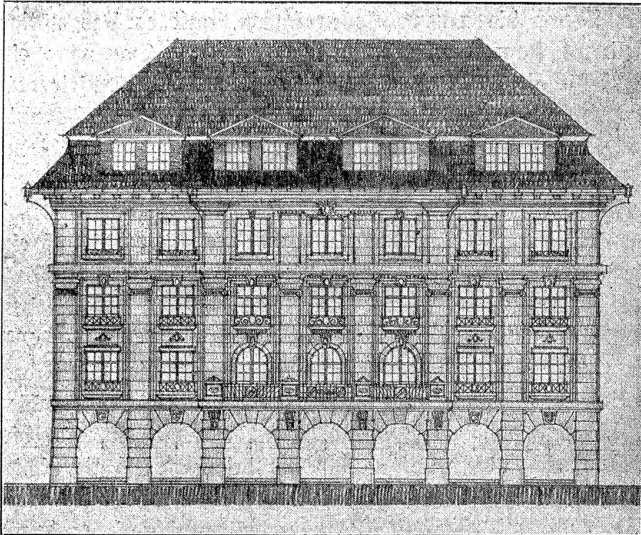
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Gemeindehaus der Stadt Bern. Fassade gegen die Metzgergasse.

„Welch ein Trost und unbegrenzt  
Und unennbar ist die Wonne,  
Dass gleich einer milden Sonne  
Mich dein Vateraug umglänzt.“

Wie stimmungsvoll und freudereich war aber erst der Tag, an dem die neuen Rufer zum erstenmal in der Höhe des Turmes erklangen, während unten im Kirchenraum die Andächtigen fast atemlos den neuen Tönen lauschten. An diesem Tage war's, als hätte die Freude allenthalben in der Welt sich heurlaubt, um mit allen ihren Engeln nur im Dörflein unterm hohen Hamm zu Gast zu sein.

„Ach — wie bald, schwindet Schönheit und Gestalt!“ Ein paar Wochen später hätte man in alle Winkel der Häuser und Herzen hineinzuenden können und hätte von jener Freude kein Fünkchen mehr gefunden. Die größte und schwerste Glocke war zersprungen. Wegen allzuharten Gusses? Wegen grimmiger Winterkälte? Weil die Wandung des Anschlagringes der Schwere des Klöppels nicht gewachsen war? Oder aus irgendeinem andern Grund? Man hat das Rätsel nie gelöst. Die Glocke gab einen Jamerton, der einem Mark und Bein durchdrang. Dem Glockengießer war niemand gram. Er war ein Mann wie Gold und das Leid lag schwerer auf ihm, als auf uns andern allen. Eines Tages wurde sein Kunstwerk zerschlagen, die Stücke flogen vom Turm und — von schwarzer „Blase“ gedeckt — fuhr ein Wagen zum Dorf hinaus. Ein Totenwagen.

Nach geraumer Weile hing eine neue Glocke im Turm, umgegossen aus dem zerschlagenen Erz der Unglücksglocke. Ihr Ton war weich und voll und rein. Doch ein wenig Unglücksgeist war mit in die neue Form geflossen. Das Geläute war nicht mehr aus einem Guß, und wo früher reine Harmonie gewesen, da sang neben wahren Herzentönen hinfort auch eine schwache Dissonanz. Viele merkten es nicht, andern war es gleich und die dritten dachten schmerzlich resigniert: „Grad wie im Menschenleben! Es kann nicht anders sein. Mit den hellsten Friedens- und Freudentönen summt immer ein schmerzlicher Unter- und Nebenton. Die himmlische Harmonie ist ein Ding, das wir

niemals völlig haben, aber sehnsuchtsvoll erwarten, je mehr wir leiden und so lang wir leben.“

Noch vieles könnt' ich von meinem Kirchlein unterm hohen Hamm erzählen. Nur eines noch zum Schluß. Daß ich es so lieb behalte und immer noch mein Kirchlein nenne, kommt auch daher, daß es ein gut demokratisches Kirchlein war. Auch der Pfarrer galt darin als Knecht und nicht als Meister oder Herr. Als ich kaum vier Wochen nach meinem Amtsantritt die erste Leichenrede dort hielt — es war an einem Sonntagmorgen — da fürchtete der anwesende Gemeindehauptmann, ich könnte als Neuling die Verlesung des zu Ehren des Toten geschriebenen Lebenslaufes vergessen und rief aus dem Kirchenschiff an die Kanzel herauf: „Herr Pfarrer!“ — 's Personal nöd vergeßsä!“

Seither lasse ich mir's angelegen sein, Ehre zu geben, dem Ehre gebührt, zumal den Toten, und denen, an die ich in der Ferne denke. Zu den letzteren gehört das Kirchlein unter dem hohen Hamm, dem ich jetzt „das Personal“ geschrieben, obwohl es noch lebt und in Bälde zweihundert Jahre alt wird. Möge es noch viel hundert Jahre leben und vielen auf den rechten Weg verheffen, den Weg zum Leben!

## Das Gemeindehaus der Stadt Bern.

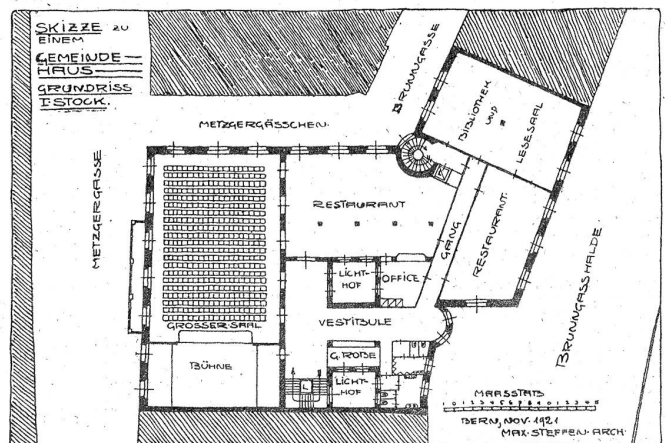
Die Errichtung eines Gemeindehauses war bis vor kurzem ein bloß im Stillen gehegter frommer Wunsch gemeinnützigter Kreise unserer Stadt. Besondere Umstände bringen es mit sich, daß sich heute dieser Wunsch an die Öffentlichkeit wagt und zwar gerade in der Form eines wohlgestalteten Projektes, zu dessen Verwirklichung die genannten Kreise ihr Bestes einzusetzen entschlossen sind.

Die Gemeindehaus-Idee.

Hierüber wurde an dieser Stelle<sup>1)</sup> schon ausführlich abgehandelt; wir können uns daher kurz fassen.

Seit 1918 besteht in der Schweiz eine „Gemeindehaus-Stiftung“, die die Errichtung von Gemeindestuben und Gemeindehäusern zu fördern bestrebt ist. Die Gründung ist hervorgegangen aus dem Schoße der „Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft“ und des „Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften“; an dessen Spitze stand lange Jahre Frau Prof. S. Drelli, die heute als Ehrenpräsidentin der neuen Stiftung auf ein legendäres, großes Werk zurückblicken kann: Die 13 alkoholfreien Speise- und Kurhäuser des Zürcher Frauenvereins bedienten im Jahre 1918 täglich

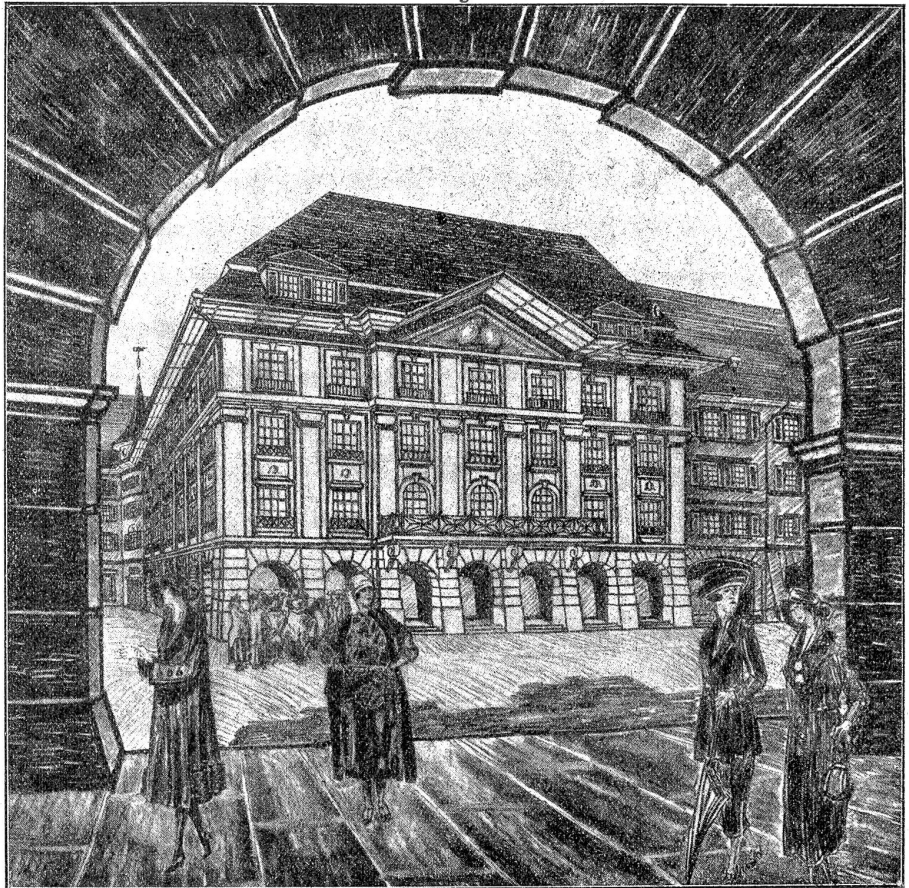
<sup>1)</sup> In Nummer 3 und 4 des Jahrganges 1919.



Gemeindehaus der Stadt Bern. Grundriß des ersten Stockes.

20,000 Personen und hatten einen Jahresumsatz von 4 Millionen Franken. Ihr Gedanke, auf eine ähnliche praktische Weise den Alkoholismus auch in der übrigen Schweiz zu bekämpfen, ist zunächst in der Form der erwähnten Stiftung verwirklicht worden. Die Stiftung unterstützt und fördert durch ihr Sekretariat die Errichtung alkoholfreier Gemeindestuben und Gemeindehäuser, wo sie dazu Gelegenheit findet.

Die Gemeindehausbestrebung geht von der Maxime aus: Besser vorbeugen als verhüten. Sie will darum vorab die Jugend vor den Versuchungen des Alkohols und der Gasse bewahren, indem sie ihr angenehme Räume zur Verfügung stellt; hier sollen die jungen Leute beiderlei Geschlechtes Unterhaltung und geistige Förderung finden, ohne daß sie den Trinksitten Tribut zu leisten genötigt sind. Die schulentlassene Jugend ist bis heute recht arg vernachlässigt worden von der öffentlichen Fürsorge. Man schickte sie von der Schulbank weg mitten ins Getriebe der Welt hinaus; sie, die noch im Entwicklungsalter, in der schutzbedürftigsten und gefährlichsten Epoche ihres Lebens stehen. Man setzte die ungestügten jungen Charaktere den widersprechendsten Einflüssen aus und verwunderte sich dann, wenn ihre Entwicklung nicht ausfiel, wie man wünschen mochte. Heute hat man begriffen, daß keine Jugendschutzeinrichtungen nötiger sind als Lehrstuden und Lehrheime; an die Schulentlassenen, an die Jugend ohne Heim, ohne hütende Mutterhand denkt man, wenn man Gemeindestuben und Gemeindehäuser herstellt mit einem Spieltüchchen, einer Lesedecke, einem gefüllten Bibliotheksschrank, mit einem Gesellschaftssätkchen, aber auch mit einer guten Küche, einem Büfett und mit sauber gedeckten Speisetischen, wo eine mütterliche Hand den leiblichen Bedürfnissen der hungrigen Leutchen gerecht wird. Kostbares Volksgut schlummert in der übersäumenden Jugendkraft unserer Siebzehn- und Achtzehnjährigen; wohl dem Volke, das diese Kraft zu behüten und zu erhalten weiß, damit sie einst ungeschwächt sich auswirken kann zum Wohle des Ganzen!



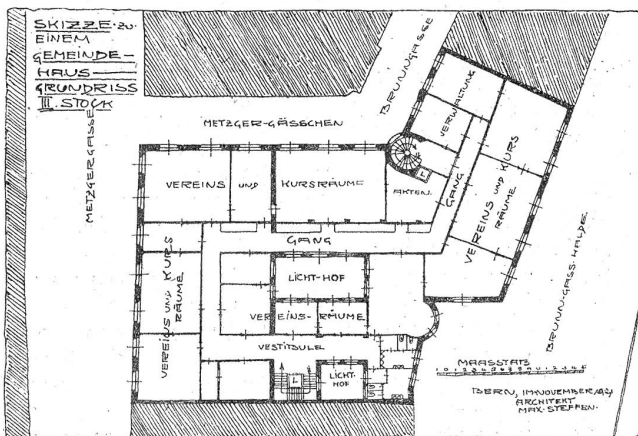
Originalschaubild zum Gemeindehaus der Stadt Bern.

Aber nicht bloß das Haus der Jugend, sondern ein Volkshaus im weitesten Sinne des Wortes soll nach der Meinung der „Stiftung“ und ihrer Träger das Gemeindehaus sein. Die ganze Dorfschaft, die Bürgerschaft der Stadt soll Heimatrecht haben in seinen Räumen. Das Gemeindehaus soll eine Stätte der edlen Geselligkeit sein, an der die Wissenschaft und die Kunst in schlichter, aber gediegener Form zum Volke sprechen können; es soll mit einem Worte eine Institution der Volkserziehung und Volksveredelung sein und zwar in der Hand verantwortlicher Instanzen; doch soll es frei sein von Reglement und Beeinflussung; insbesondere muß es in religiöser und politischer Hinsicht auf neutralem Boden stehen. Das Gemeindehaus soll ein Bindeglied sein zwischen den Volksteilen, und nicht den Separatismus in irgendeiner Form fördern.

Die Gemeindehausbewegung hat Wurzel gefaßt in der Schweiz. Seit dem Bestehen der Stiftung sind 18 neue Gemeindehäuser oder Gemeindestuben geschaffen worden, und einige sind gegenwärtig im Entstehen begriffen. Die früher entstandenen eingerechnet, zählt man heute schon bei 40 solcher Institute. Darunter sind in größeren Gemeinden vier mit 20 räumlich auseinanderliegenden Lokalen, somit darf man füglich mit 56 Betrieben rechnen. Es bestehen Gemeindestuben oder Gemeindehäuser u. a. in Zürich, Thalwil, Wädenswil, Stein a. Rh., Stedborn, Romanshorn, Frauenfeld, Rorschach, St. Gallen, Rapperswil, Chur, Solothurn, Aarburg und Aarau; ferner in Adelsboden, Spiez, Burgdorf, Herzogenbuchsee und Langenthal.

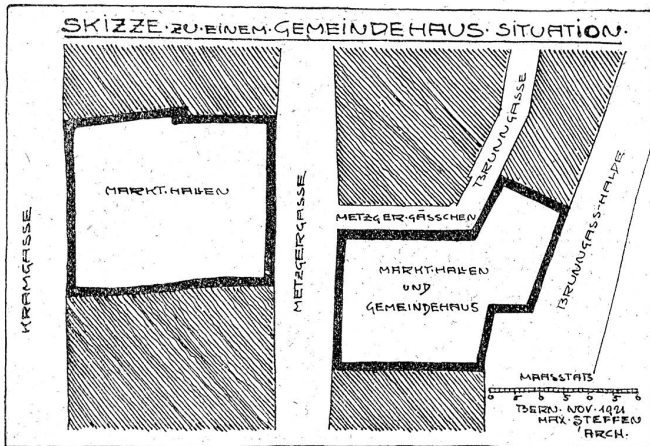
Wie liegen in Bern die Verhältnisse?

Die Gemeinnützige Gesellschaft der Vorstadt Bümpliz ging 1919 mit dem Ankauf und der Einrichtung des Alten Schlosses als Gemeindehaus voran. In der Stadt sind 1920 auf Anregung des Schularztes Dr. Lauener zwei Jugendstuben zu-



Gemeindehaus der Stadt Bern. Grundriß des dritten Stockes.





Gemeindehaus der Stadt Bern. Situationsplan.

standegekommen. Die wollen Ersatz sein für Straße und Wirtshaus, für Kino und Tingeltangel und andere gefährliche Surrogate des Lebens, zu denen notwendigerweise die heim- und führungslosen jungen Stadtmenschen greifen. Das ist ein bescheidener Anfang in der Richtung der Gemeindehausbestrebung. Er ist ganz zweifelsohne ungenügend für die Jugendschutzbedürfnisse unserer Stadt. Es fehlt uns auch an einem guteingerichteten Lehrlingsheim, wie beispielsweise Basel eines besitzt.

■ In Bern marschieren andererseits in der Volkshochschulbewegung an der Spitze der schweizerischen Städte. Zwei Vereinigungen, ein Volkshochschulverein mit Anlehnung an Hochschulkreise und eine freier organisierte Gemeinschaft, die „Neuwerkgemeinde“, bemühen sich ernsthaft, die Volkshochschulbewegung in Gang zu bringen und auszugestalten. Es fehlt den Trägern dieser Bestrebung nicht an Tatkraft und Idealismus, aber an derjenigen offiziellen Unterstützung, die es ihnen ermöglichte, in die tiefen Schichten des Volkes mit ihrer Idee einzudringen. Es fehlt den beiden Volkshochschulgemeinschaften insbesondere an geeigneten Zusammenkunfts- und Lehrräumen. Diese müssen geschaffen werden, soll nicht die junge schöne Bewegung wie ein Lichtlein ohne Öl, das sich selbst verzehrt, in sich zusammensinken. Es wäre schade darum; denn gerade solche aus dem Volke spontan herausgewachsene Bildungsbestrebungen sind als Willensäußerungen zur Abkehr vom herrschenden Zeitgeist ungleich wertvoll für unsere Kultur. Eine Regierung, die einer solchen Bewegung nicht Beachtung schenkt, verkennt seine Pflicht dem künftigen Geschlecht gegenüber, das einem ungehemmten Materialismus zu verfallen droht.

Es fehlt in Bern auch den „Jungen Stauffacherinnen“, jener rührigen Gesellschaft ideal denkender und nach Bervollkommnung strebender junger Bürgerinnen, an Lokalitäten. Denn mit einem Schulzimmer irgendwo in einem nachtschlafenen Schulhaus, mit einem Sälchen hirtenhinaus irgend eines Restaurants oder Speisehauses ist es nicht getan. Junge Leute müssen eine Heimat haben, eine Stube, die ihnen eigen ist, die sie einrichten und ausschmücken dürfen nach ihrem Geschmack, wo sie eine vertraute Ecke, ein Spieltischchen, ein Klavier zum freien Gebrauch zur Verfügung haben, eine Stube, wo sie unter sich jederzeit lustig sein, wo sie singen und lachen und wenn irgend möglich auch ein fröhliches Tänzchen machen dürfen. Da allein gedeiht die glückliche Jugend.

Es gibt viele Jugendvereinigungen in unserer Stadt, die des Heimatgefühles entbehren. Sie werden meist von den Erwachsenen-Vereinen unter die Fittige angenommen. Religiöse und politische Gemeinschaften interessieren sich um sie; vielfach verkennen diese aber die besonderen Bedürfnisse der Jugend und machen sie zu früh ihren Ideen und Zwecken dienstbar. Das ist zu verwerfen. Die Jugend gehört der Jugend.

Für das Gesellschaftsbedürfnis der Erwachsenen ist in Bern anscheinend gut gesorgt. Wir heißen die festlichen Kasinoäle, die lichtglänzenden Räume des „Schänzli“, die Theater-, Konzert- und Vortragssäle und Sälchen im Maulbeerbaum, im Volkshaus, im Bürgerhaus, im Bierhübeli usw., den Grobrratsaal, den Palmensaal und wie die Lokale alle heißen, die allabendlich eine ernst- oder heitergestimmte, eine wissens- oder vergnügungsdurstige Menge aufnehmen. Wer näher hinsieht, weiß, daß derartiger Räume, insbesondere großer Gesellschaftsräume, durchaus nicht zu viele sind in unserer Stadt. Im Gegenteil. Sie alle sind zumeist auf Monate hinaus belegt und sind nur bei Anfragen lange voraus erhältlich. Die Kreise der Bevölkerung, die prinzipiell nur eine alkoholfreie Geselligkeit pflegen, sehen sich zudem in gewissen Gastbetrieben nur geduldet. Diesen ganz speziell mangelt ein großer Saal, in dem sie Heimatrecht besitzen. Sie haben Anrecht auf diesen Saal; sie zählen zu Tausenden; sie machen mit ihren Familien und den mit ihren Bestrebungen sympathisierenden Kreisen keinen kleinen Bruchteil der stadtherrnischen Bevölkerung aus.

Es fehlen den zahlreichen Abstinenzvereinigungen unserer Stadt auch die kleinen Zusammenkunftslokale. Sie sind des Geduldetwerdens, des Wanderns von Haus zu Haus müde und verlangen ihre Heimstätte. Gleiches ist zu sagen von den Frauenvereinen, von den charitativen Vereinigungen (Samaritervereinen, Verein für Volksgesundheit usw.), die ihre Sitzungen und Übungen nur ungern in Wirtschaftsräumen verlegen; von Bildungs- und Kunstvereinen, die besonderer Einrichtungen (Projektions- und Kinoapparate, Flügel, Bühneneinrichtungen etc.) bedürfen. Für sie alle gibt es eine noch zu lösende Lokalfrage.

#### Ein Gemeindehausprojekt für die Stadt Bern.

Bei Anlaß des Studiums eines Markthalleprojektes, das die alte Schaal und das alte Schlachthaus mit den anstoßenden Häusergrundstücken überbauen will (man vergleiche den Aufsatz hierüber in der letzten Nummer!) ergab sich die Möglichkeit einer schicklichen Verwirklichung des Gemeindehausplanes. Die Möglichkeit besteht in einer Kombination von Markthalle und Gemeindehaus. Diese Verbindung garantiert der Markthalleunternehmung eine rentable Verwertung des Baugrundes. Eine Markthalle auf dem gewählten Platz erscheint ohne diese Bauausnutzung bei den gegenwärtigen Zeitverhältnissen als nicht leicht ausführbar. Andererseits ist durch diese Lösung das Gemeindehaus an den richtigen Platz gestellt. Es liegt für die engere Stadt und mindestens für die drei mit ihr verbundenen Quartiere jenseits der Aare zentral.

Die interessierten Kreise haben kürzlich ein Initiativkomitee aus ihrer Mitte mit der Aufgabe bekrant. Die Frage des Gemeindehausbaues für Bern zu studieren. Dieses Initiativkomitee beauftragte unaesäumt die Herren Ingenieur A. Brack in Bern und Architekt M. Steffen in Bern mit der Ausarbeitung eines diesbezüglichen Vorprojektes. Wir sind in der angenehmen Lage, dieses Projekt in seinen großen Zügen unseren Lesern bekannt zu machen. Wir betonen aber, daß es nur einen generellen ersten Entwurf darstellt, der jedenfalls noch grünlich studiert wird.

Wir erkennen aus den Plänen, die hier in einer Auswahl reproduziert sind, daß das Barterre zu einem Teil für einen Markthalleräum mit zirka 50 Ständen (Fischhalle?) und zum andern Teil für ein alkoholfreies Restaurant mit den zugehörigen Treppen, Aufzügen und Nebenräumen bestimmt ist. In drei Kellergeschossen steigt der Bau auf der Nordseite auf und unter das Niveau der Brunnenackhalde hinunter. Hier fände sich Platz für einen weiteren Markthalleräum zu zirka 20 Ständen, für Kellerräumlichkeiten, Küche, Office, Heizungs- und Kohlenkeller, für Waschküche und Magazine — alle diese Räume sind natürlich mit Aufzügen versehen. Im ferneren sieht der Plan folgende Räumlichkeiten vor:

1. Stock: Großer Saal für mindestens 500 Personen, Alkoholfreies Restaurant, Lesesaal und Nebenräume.
  2. Stock: Empore des großen Saales, zwei kleine Säle, Verwaltung des Hauses und die nötigen Nebenräume.
  3. Stock: Vereins- und Kursräume usw.
1. Dachstock: Wohnung des Verwalters, Logierhaus usw.
  2. Dachstock: Dienstenzimmer, Waschküche und Trockenraum, Estrichräume.

Die Baukosten würden sich nach approximativem Voranschlag wie folgt berechnen:

Landerwerb (zur Grundsteuerschätzung) total 327,400 Franken; Bau, berechnet nach kubischem Ausmaß (zirka 32,000 m<sup>3</sup> à Fr. 70 Fr. 2,240,000; Baukosten total Fr. 2,577,400.

Die Rentabilitätsberechnung des Projektverfassers stellt auf eine Subvention von Eidgenossenschaft, Kanton und Gemeinde von 40% der Bau Summe ab und auf einen Kapitalzins von 6%. Diese Voraussetzungen zu erringen, ist die schwere Aufgabe des Initiativkomitees sein. Das Ziel scheint uns nicht zu hoch gestellt. Denn einmal haben wir die Bundesverordnung betreffend Bekämpfung der Arbeitslosigkeit; es handelt sich um eine rentierende Bauanlage. Die Gemeinde kann ihre Subvention zu einem Teil in der kostenlosen Ueberlassung des ihr gehörigen Baugrundes leisten. Den Restbetrag wird sie zu einem schönen Teil verrechnen können mit den Ersparnissen an Arbeitslosenunterstützungen. — Dann haben wir auch einen Alkoholzehntel. Sollte die Berner Regierung in gleicher Weise, wie es andere Kantone tun, aus dessen Betreffnis einen Reservefonds geäufnet haben, so wäre hier der Anlaß gegeben, ihn zu einem Teil schließlich zu verwenden. Selbstredend würden die interessierten Vereine sich bei der Finanzierung nach bestem Können beteiligen.

Die finanzielle Seite des Projektes ist zur Stunde noch nicht abgeklärt; sie ist von den interessierten Kreisen erst in Angriff genommen worden. Gut Ding will in solchen Fällen Weile haben. Der ganze hier vorliegende Plan eines Gemeindehauses will auch lehtlich nicht als die Lösung sondern nur als eine Lösung der Frage aufgefaßt sein. Er ist kürzlich dem Gemeinderat zur Begutachtung und Vernehmlassung unterbreitet worden. Das aber möchte er auf alle Fälle sein: die feste und entschiedene Willensfundgebung eines nicht unbedeutenden Bruchteiles der Bevölkerung, zu einem Gemeindehaus zu kommen und damit der Stadt zu einer neuen notwendigen Stätte der Volks-erziehung und Volkswohlfahrt zu verhelfen. H. B.

## En alti verschüpfti Tante.

Erinnerunge vo-me-ne ehemalige Brunngäbler. 3

We me gägewärtig e Gang dür d'Brunngäß und Um-gäbung macht, so isch im Vergleich gäge früecher, was d'Hüser anbelangt, so ziemlich alles glich blicke. En Us-nahm macht d'r oberächti Egge uf d'r Sunnente. Dört isch sinerznt es alt's, heimehligs Huus gschande, die schadt- und landbekannti Chuechlwirtschaft Fankhuser, wo d'r Egge Brunngäß-Schtatthaltergäßli bildet het. Das Huus het d's Schtatthaltergäßli, oder Nägeligäßli u no viel früecher d's Predigergäßli, wie me-n-ihm i alte Znte gseit het, mit zwee schöne, gschweifte Böge, wo ganzl Züpfe Huswürze u Farechrüter drüber abehangen si, verbunde. Weschlich gäge Chornhusplaz het d'Wirtschaft Peiri d'Furtsekig g'macht. Mitti de nünzger Jahre het du leider, um d'Ver-bindung mit d'r Mehrgergäß besser uf'tue, die oberächti Rene gäge d's Gäßli d'm Verchehr müeße wne. D's Gäßli isch jiz infolge desse breiter worde, aber dermit isch es Schtück alts Bären verschwunde, so daß die Gäged lang nümme so malerisch usgseht, wie siner Znt.

Wär het vor öppe vierzig, füszig Jahre d'r Chuechli-fankhuser nid kennt? Die ganzl Schtadt het dört albez Schnittli, Nappel- u Münzchuechli, Schtrübli, bachni

Chalbsfüeh u allergattig Chueche gholt, aber o üsi Bure-lüt hei gwüßt, wo me für hähigs Gald es gunds, wägr-schäfts Usse übercho het. Wie das dört mängich gwimmlet het a me ne Znjchig u Samichig i d'r groze, heimehge-n-Eggstube-n-im erschte Saytod, das isch e Verchehr gsi, aber o ne schöni Gulogtuebe. Das guet, alt Chomei, d's „wältsch Süerte“ mit d'r Schprühube het während viele Jahre ganzl Bärge vo Schnatli und anderem Züag zäme bachet u für die hungerige Wäge gsorget, vo dene-n-un-zählige Channe vo herrlichem Caffee nume gar nid z'rede.

Im gliche Huus isch unde-n-nye d'Wirtschaft vom Alhört Bumunti gsi, en usgezeichnete Choch u schadt-bekannte Ma. Er het d'r Name gha, daß me bi-n-ihm d'r beidht Hasepfäffer ässi, u mi het sich mängich verwunderet, wär ihm eigetlich die viele Haage-n-alli lieferi; es isch mer du erscht spätere es Viecht uf-gange, warum d'Lüt geng „Miau“ brüelet hei, we si bi d'r Wirtschaft düreglosse si.

Ußer d'r Veränderung im oberächte-n-Egge isch d's Bild vo d'r Brunngäß bis uf die hütigi Znt glich blicke. Einzig die ehemalige Entbindungsanstalt im alte Nr. 27, die anno 1853 isch neu uf-bout worde u die im Jahr 1876 ihre Neubou uf d'r große Spanz bezoge het, isch du sithär ume-n-es Schtodwärt erhöht und als Wohnhuus ngrichtet worde.

Gägenüber d'r ehemalige Realschuel het vor meh als füszig Jahre d'Wirtschaft zum „Wilhalm Täll“ äri-schtiert. Nachdäm das Huus langi Znt als Wohnruum dienet het, isch anno 1877 d'Wirtschaft „zum Menerisli“ nzoze, die aber scho viele Jahr d'Bude wieder zue gmacht het.

E chly wyter unde uf d'r gliche Snte schteit sit alte Znte immer no d'r Schlüsselstall, also gnennt nach em Eigetümer, d'm Gschthof zum „Schlüssel“ a d'r Mehrgergäß, i unveränderetem Zueschtand u dienet hüt no sim Zwäd.

Dra a schtoht es Fürschprükehüsi oder Wöschgrät-schaftsmagazin Nr. XIII, das scho bi viele Brandusbrüch, ob nach oder wnt, viel Mückhligs glesicht het; bim große Felsenbrand im Augschte 1872 isch es eis vo de-n-erschte gsi, das d'Schprüke uf e Brandplaz use gschickt het.

D'Brunngäß het nie Ursach gha, über große Durst z'chlage; nähscht d'm Schtettbrunne het sie i d'r Mitti vo d'r Gäß i me ne Höj no ne Schtocbrunne, da, so unabhäbar süch d'Gäß isch, d'm Ganze es rächt's heimehligs Präg verleit.

Dört, wo näbem Brunne linggs d's Huus vom Drötschgelero Rohrbach schteit, isch bis änds de sächger Jahre es alts, nieders Wöschhuus mit breitem, vorstehendem Dach gschande. Under däm Dechli hei d'Wöschwyder albez gwäche-n-u brätschet. Scho am Morge-n-am drü si sie flhzig a d'r Arbeit gsi u hei dazue gsunge wie d'Verche. I bsinne mi no guet, wie eim dä Gsang us de Tröum gweckt het, we si hei ase sänge: „Wenn der Schnee von den Alpen niedertaut“, oder „Us de Bärge, liebi Fründe“. Rei Möntsch het sech da dra gschtooze, nid e Mal d'Polizei. Dazumal isch das Schprüchwort „Morgenstund hat Gold im Mund“ no zur Gältung cho, d'Lüt si lang nid so empfindlich gsi, wie hützutags, d's Glück u d'Zufriedenheit het ne zu de-n-Auge-n-uf-gleugt, troch d'r schwäre-n-Arbeit u trochdäm si d'r zäche Mal chlyner Lohn gha hei, als gägewärtig. D'r Volksgefang isch sälbisch no pflegt worde u wie! Es isch geng u gäb gsi, daß me fäsch i jeder Familie gsunge het, meischtens schöni Vaterlands-lieder, die vo Härze cho si u vo ächtem Schwünzgergeist durchdrunge gsh sy. Gar fei Sälttheit isch es gsi, daß me het ghöre sänge, entweder i de Schtube, uf de Terrasse, oder i de Loube. Ja sogar d'Wärtere i d'r Entbindungsanstalt hei sech am Aabe zäme ta, um de Patiänte mit e par Liedli es Freudeli z'mache. D'Lüt us d'r Nachbarschaft u d'Schwäzergänger, die zuefellig hinder d'r Schütli düre cho si, hei ne mängich schtundelang zuegloft. Ja, es geit halt doch nit über ne schöne Gsang, wo me die tägliche Sorge vergäße cha u gfriede u gmund isch derbn.